Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 18 (1935)
Heft: 10

Rubrik: Feuilleton

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

die Nichtgläubigen rechtlichen Benachteiligungen unterworfen. Durch eine Verordnung vom 4. Mai 1932 ist in Deutschland das Verbot des Proletarischen Freidenkerverbandes verfügt und somit die Bekenntnisfreiheit beschränkt worden. Im zaristischen Russland wurde die «Nichtzugehörigkeit» zu einer Religion, gar nicht zu sprechen von der «antireligiösen Propaganda», auf das Schärfste verfolgt, wobei die Hinweise auf religiöse Dissidenz in den amtlichen Ausweispapieren usw. die Rolle eines polizeilichen Steckbriefes spielten. Aber auch die Zugehörigkeit zu einer «beliebigen Religion», zu einer anderen als der offiziellen Staatsreligion — der griechisch-orthodoxen Kirche — wurde oft gesetzlich (und ungesetzlich) verfolgt. Den Sektierern gegenüber wurde noch kurz vor der Revolution die Prügelstrafe angewandt, und sie wurden nach Sibirien oder anderen entlegenen Gebieten verbannt.

Die Sowjetgesetzgebung über Religion uid Kirche hat jegliche gewaltsame Unterdrückung des Bekenntnisses beseitigt und eine in der bisherigen Gesetzgebung umfassendste Glaubens- und Gewissensfreiheit garantiert. Sie fusst dabei philosophisch-politisch auf dem Programm der Kommunistischen Partei der Sowjetunion und auf den Lehren der Begründer und Führer der Partei.

Lenin schrieb, dass die Wurzeln der Religion *«hauptsächlich s[illegible] Natur»* seien. Deshalb dürfe die antireligiöse Pro[illegible]a nicht auf Gewalt beruhen, sondern müsse «mit der konkreten, auf die Beseitigung der sozialen Wurzeln der Religion gerichteten Praxis der Klassenbewegung» gebracht werden. «Mit rein geistigen — und nur geistigen — Waffen, mit unserer Presse, mit unserem Wort», müsse die antireligiöse Propaganda geführt werden, keineswegs aber mit Gewalt, mit Verboten usw. Von dem gleichen demokratischen Geiste ist auch die Bemerkung im Parteiprogramm diktiert, wo es heisst, dass bei der antireligiösen Propaganda «jede Verletzung der Gefühle der Gläubigen sorgfältig zu vermeiden ist, da das nur zur Festigung des religiösen Fanatismus führt».

Die Sowjetgesetzgebung schliesst also jegliche Gewaltanwendung gegen Religion und Kirche aus, da diese das Absterben des religiösen Glaubens nicht beschleunigen, sondern hemmen würde. Dementsprechend sieht das Strafgesetzbuch der UdSSR für Vertreter religiöser Organisationen (Geistliche usw.), die das Dekret vom 23. Januar 1918 verletzen, äusserst milde Strafen vor. Die Höchststrafe ist Zwangsarbeit bis zu 6 Monaten oder 500 Rubel Geldstrafe. Dagegen sind Gefängnishaft oder gar Todesstrafe vollkommen ausgeschlossen, sofern die Vergehen oder Verbrechen nicht politischer Natur sind und sich gegen den Bestand der Sowjetmacht richten, also mit Religion und Glaubensbekenntnis in gar keinem Zusammenhang stehen.

Der vierte Punkt des Dekrets «Ueber die Trennung der Kirche vom Staat und der Schule von der Kirche», das übrigens von Lenin selbst verfasst wurde, bestimmt, dass «staatliche und andere öffentlich-rechtliche Akte von keinerlei religiösen Bräuchen oder Zeremonien begleitet sein dürfen». Dieser Satz geht logisch aus den ersten drei Punkten des Dekrets hervor. Wirkliche Glaubens- und Gewissensfreiheit kann nur garantiert werden, wenn die Kirche an öffentlich-rechtlichen Akten, an denen auch Andersgläubige oder Nichtgläubige teilnehmen, nicht beteiligt ist. Gerade im Hinblick darauf sagt der 5. Punkt des Dekrets:

> «Die freie Abhaltung religiöser Zeremonien ist nur insoweit gestattet, als sie die öffentliche Ordnung nicht stören und keinerlei Beeinträchtigung der Rechte von Sowjetbürgern mit sich bringen. Die lokalen Behörden sind in solchen Fällen befugt, alle nötigen Massnahmen für die Sicherung der öffentlichen Ruhe und Ordnung zu treffen.»

Scheimann, einer der bedeutendsten Sachverständigen auf dem Gebiete der Sowjetgesetzgebung über Religion und Kirche, bemerkt dazu: «Das bedeutet, dass die Organe der Staatsmacht nur dann in die kirchlichen Angelegenheiten eingreifen dürfen, wenn Versuche gemacht werden, die Religion zu konterrevolutionären politischen Zwecken auszunutzen». Von solchen Fällen, die sich wiederholt ereignet haben, abgesehen, wäre ein Eingreifen der Behörden auch dann gerechtfertigt, «wenn z. B. in einem von einer Seuche heimgesuchten Gebiet die kirchlichen Organisationen Massenumzüge und Massengottesdienste organisieren wollen, die die Gefahr der Ausbreitung der Epidemie heraufbeschwören würden. In diesen Fällen werden die Behörden gezwungen sein, solche religiöse Zeremonien zu verbieten. Man wird eine derartige Massnahme aber kaum als Verletzung der religiösen Freiheit bezeichnen können». Hierbei darf bemerkt werden, dass die russische Geistlichkeit in kultureller Hinsicht ausserordentlich rückständig ist und deswegen behördliche Massnahmen in den erwähnten Fällen gelegentlich erforderlich machten.

Der 6. Punkt des Dekrets lautet:

> «Niemand hat das Recht, unter Berufung auf seine religiösen Ueberzeugungen sich der Erfüllung seiner Bürgerpflichten zu entziehen. Ausnahme von dieser Bestimmung ist in jedem Einzelfalle nur zulässig auf Beschluss des Volksgerichts, unter der Bedingung der Ersetzung der einen Bürgerpflicht durch die andere.»

Demnach haben Gläubige, denen ihre religiöse Ueberzeugung es nicht erlaubt, am Waffendienste teilzunehmen, das Recht, sich an das Gericht mit der Bitte um ihre Befreiung

Feuilleton.

Der Klerus in Frankreich.

Eine wirkliche Begebenheit.

Es war in Nantes, an einem frischen Herbstmorgen, als ich mich am obersten Zipfel des Loirequais befand, dort, wo die Flussdampfer nach St. Nazaire abfahren. Hier war vor einigen Jahren der «Georges Phillipar», — vom Gewerkschaftskartell Nantes gemietet, ebenfalls abgefahren und mit nahezu 400 Menschen im Ozean verschwunden. — 400 Leichen, der Gedanke machte mich frösteln. — «Was ist aus dem «Georges Phillipar» geworden?» frug ich einen Heizer von dem Dampfer, mit dem ich talwärts ein Stück fahren wollte. «Man hat ihn gehoben, er macht seit 2 Jahren wieder denselben Dienst,» antwortete er kurz. «Und die 400 Opfer?» hatte ich fragen wollen, aber die Dampfsirene schnitt die Unterhaltung brutal ab. So glitten wir dahin, auf der Nusschale, die bei jedem Kolbenschlag der Maschine verdächtig vibrierte, zwischen Ozeankasten, knatternden Werften, mit rotleuchtenden Schiffsbäuchen auf den Helligen, — Kriegseinheiten natürlich, — dröhnenden Dampfhämmern. In den Lärm mischten sich die schrillen Sirenen der Hafenboote, alles in allem, das immer fesselnde Bild pulsierendster Arbeit, mit dem bitteren Beigeschmack allerdings, dass hier die Rüstungsindustrie ihre Domäne hat. So geht es abwärts auf den trägen, von der Flut gestauten Wogen der Loire. Werk reiht sich an Werk, mächtige Kranen säumen die Ufer, während vorne die plumpen Massen neu einkommender Frachtkasten auftauchen. Ich musste verflucht hoch hinauf sehen an diesen Ungetümen, und unwillkürlich kam mir der Vergleich. 400 Menschen auf einer armseligen Nusschale und diese Eisenkasten, die den Tücken des Meeres oft auch nicht gewachsen sind. Die Verantwortung der Gesellschaft, die einen solchen Transport zuliess, schien mir ein immenses Verbrechen, ein ungesühntes allerdings, denn das Seeamt hatte festgestellt, dass «weder die Rheederei noch der Schiffsleitung eine Schuld nachzuweisen sei!» Darum war auch der «Georges Phillipar» wieder gehoben und in Dienst gestellt worden, damit der ehrliche Profit, — Versicherungsentschädigung plus Ersparnis eines Neubaus —, der Rheederei nicht geschmälert werde.

In dieser Stimmung kam ich in S. an, einem aus der Erde geschossenen Fabriknest, wo ich einen Bekannten suchte. Ein grosses Walzwerk war der Hauptteil des Fleckens, dessen Bevölkerungsziffer in Rekordzeit von 400 auf 6000 Seelen gestiegen war. Mein Ziel hatte ich in holprigen Strässchen und Winkeln bald gefunden, musste aber bis Mittag warten. So beschloss ich einen Rundgang, eine soziale Studie, die natürlich in der Kneipe neben dem Werktor begann. In der durchräucherten Bude, stark frequentiert, trotz früher Morgenstunde, wusste ich schon nach fünf Minuten, dass eine ultrachristliche Werksdirektion das slavische Element unter der Arbeiterschaft bevorzugte, weil es sich williger ausbeuten lässt, seine sozialen und hygienischen Forderungen in keinem Verhältnis zu menschlich berechtigten Belangen stehen. Das alte Lied, fiel es mir in den Sinn, die gegen die ausländischen Brotwegnehmer heulende klerikale Presse und die aller Gerechtigkeit hohnspottende Gegenwart. Bald verliess ich die Kneipe. Unschwer war im Vorbeigehen

von der Militärdienstpflicht (mit der Waffe) zu wenden ... Jedes Jahr befreien unsere Richter hunderte von Personen, ... denen die religiöse Ueberzeugung tatsächlich verbietet, die Waffe in die Hand zu nehmen, vom Militärdienst! Die deutschen Mennoniten in der Sowjetunion sind vom Dienste in der Roten Armee befreit, da ihnen ihr religiöses Gewissen das Waffentragen verbietet. Jedoch melden sich in jedem Jahr mehr Söhne von Mennoliten freiwillig zum Dienst in der Roten Armee, den sie als Ehre und Auszeichnung empfinden.

Die folgenden Punkte 7, 8 und 9 unterstreichen weiter den weltlichen Charakter des Sowjetstaates und die Aufhebung aller Unterscheidungen von Bürgern nach religiösen Gesichtspunkten. Wir geben sie kurz im Wortlaut wieder: «7. Der religiöse Eid und die eidesstattliche Versicherung werden abgeschafft. 8. In erforderlichen Fällen wird lediglich ein feierliches Versprechen gegeben. 9. Die Akten des bürgerlichen Standes werden ausschliesslich von den bürgerlichen Behörden, d. h. von den Standesämtern geführt». Zum Verständnis des letzteren sei erwähnt, dass sich bis zur Revolution die Registrierung der Ehen, Geburten und Todesfälle in den Händen der griechisch-orthodoxen Geistlichkeit befand. Nach dem Sowjetgesetz sind religiöse Zeremonien bei Geburt oder Eheschliessung nicht verboten, aber sie besitzen keinerlei juristische Bedeutung. Sie sind ausserdem zu einer Seltenheit geworden. (Fortsetzung folgt.)

Prof. Dr. Heinrich Schmidt gestorben.

Als uns letzte Woche die Trauerbotschaft erreichte, dass Prof. Dr. Schmidt in Jena nach kurzer, schwerer Krankheit am 2. Mai gestorben sei, konnten wir es kaum fassen, obschon der unerwartete Tod grosser Menschen und Gelehrter im heutigen Deutschland keine Seltenheit ist. Wenn Professor Dr. Schmidt im engern Sinn des Wortes vielleicht kein Freidenker war, so war er trotzdem allen, die ihn persönlich oder aus seinen Werken kannten, ein Gesinnungsfreund, ja mehr, ein geistiger Führer, ein Richtungsweiser in einer Zeit, die eine eigene persönliche und selbständig erworbene Ueberzeugung allzu oft gering schätzt und anstelle der geistigen Selbständigkeit und Freiheit das Dogma, den geistigen Zwang, den blinden Gehorsam gestellt hat. Erst in der letzten Nummer des «Freidenker» haben wir die Neuausgabe von Prof. Schmidts Philosophischem Wörterbuch besprochen, und heute lebt der Verfasser dieses grundlegenden Werkes nicht mehr. Ich betrachte es nicht als meine Aufgabe, heute auf die Werke, die dieser grosse Gelehrte und Monist der Menschheit geschenkt hat, näher einzutreten; dies wird von berufenerer Feder in einer nächsten Nummer der Zeitung geschehen. Ich möchte hier des *Menschen* gedenken, dessen Schaffen ungezählte Tausende kennen und schätzen, denen der Verfasser selbst wenig oder nicht bekannt ist. Wer während einger Zeit das Philosophische Wörterbuch als Nachschlagewerk benützt hat, wer früher «Die Stimme der Vernunft» regelmässig las oder seine «Harmonie» oder sein letztes Jahr erschienenes Buch über «Ernst Häckel» kennt, der kennt auch den *Menschen* Heinrich Schmidt, besser als er es selbst ahnt; denn alles, was Prof. Heinrich Schmidt als Gelehrter und Wissenschaftler geschaffen hat, es war nie Selbstzweck, sondern in seinem ganzen Streben hat er sein selten umfassendes Wissen als Dienerin und Helferin seinen Mitmenschen, der Menschheit zur Verfügung gestellt. Es gibt wohl wenig Gelehrte, deren Werke so stark den Stempel eines persönlichen Bekenntnisses tragen, wie die Arbeiten von Gesinnungsfreund Prof. Dr. Schmidt.

Ich denke zurück an den Frühling 1933. Prof. Schmidt verbrachte seine Ferien, die er sich so selten gönnte, in Lugano. Dort lernte ich ihn, den ich als Gelehrten und Monisten schon kannte, als Menschen persönlich kennen. Diese zwei kurzen Tage, die ich in Lugano in seiner Gesellschaft verleben durfte, sind mir zum bleibenden Erlebnis geworden. Meisterhaft verstand es der auch äusserlich so einfache Gelehrte, die Fäden von Mensch zu Mensch zu spinnen, die erst den rechten menschlichen Kontakt herstellen und alles scheinbar Befremdende überspannen. In kurzer Zeit verband uns eine Gesinnungsfreundschaft, die offener, enger und herzlicher war als sie oft der jahrelange Kontakt mit Gleichgesinnten schafft. Von der freigeistigen Bewegung führte unser Gespräch naturgemäss bald zur Politik, denn kurz vorher hatte in Deutschland die Machtergreifung durch Hitler stattgefunden. Die eigentlichen Freidenkerorganisationen, die tatsächlich in Deutschland mehr als anderswo, besonders im Gegensatz zu unserer Freigeistigen Vereinigung, stark im Kielwasser der Sozialistischen und Kommunistischen Partei schwammen, waren verboten worden, der deutsche Monistenbund, dem führende Intellektuelle des Landes angehörten, und dessen Organ, «Die Stimme der Vernunft», von Prof. Dr. Schmidt redigiert wurde, hatte sich freiwillig selbst aufgelöst. Aus allen Gesprächen von damals konnte ich konstatieren, dass Prof. Schmidt, der Mensch und der Monist, dasselbe war und bis zu seinem Tode geblieben ist. Kämpfte er als Monist für eine Uebereinstimmung des Denkens mit dem Sein, so war sein Leben als Mensch das beste Beispiel für die Möglichkeit dieser Uebereinstimmung. Es hat ihm weh getan, über das «neue»

---

an den Häusern festzustellen, wo Franzosen und Polen wohnten. Sauberkeit, Blumen, freundliche Fenster bei den ersteren und auf der anderen Seite graues Gemäuer, verfaulende Fensterkreuze, mit Papier ausgeschlagen, dies alles im unvermeidlichen Lärm einer Legion von Kindern und einer hier und da auftauchenden Frauengestalt in unsagbar schmutzige Lumpen gehüllt. Dieses Bild war so widerwärtig, dass ich den Baracken der Werksleitung, einstöckigen, unförmigen Holzkisten, gerne fernblieb. Dagegen war das Zentrum von S. direkt luxuriös zu nennen. Vom Gefallenendenkmal bis zur Bürgermeisterei und einer hochmodernen Schule. Wenn sich auch alle möglichen Baustile beisammenfanden, so ergab sich doch im Ganzen ein erträgliches Bild. Dann stand ich vor der Kirche. Ein Ungetüm aus Sandsteinen, mit je einem Schuss Gothik, Renaissance, Biedermaier und vielem Modernen. War schon äusserlich der Bau ein Sammelsorium architektonischer Verirrungen, eine Art letzter Bauplan eines Wahnsinnigen, so entsetzte aber das Innere noch weit mehr. Statt der üblichen kitschigen Pracht waren die Wände des Baues einfach weiss getüncht. Eine Orgel fehlte. Die gotischen Spitzbogenfenster ohne Ornamente. Nur der Altar zeigte den typischen Ballast, erstanden in Warenhäusern, Schund, Flitter, nichts anderes. Mein Blick fiel auf einen Kreuzweg, in grellen Farben hingeschlagene kleine Bildchen der Leidensstationen. Plötzlich, ohne dass ich es bemerkt hätte, stand hinter mir der «Curé», sich durch ein Räuspern bemerkbar machend. «Finden Sie den Calvaire gut?» frug er mich unvermittelt. «Hm», war meine Antwort, ich wollte ihn nicht beleidigen. Dann habe ich den Mann erst einmal gemustert, in seiner einen stattlichen Bauch verhüllenden, schmutzigen Soutane. Der Atem aus seinem von Schlemmerfalten umgebenen Mund war übelriechend, wie nach einem grossen Gelage. Feiste Hände beschrieben Gesten, während ein paar listige, halbgeschlossene Augen durch dicke Kneifergläser blitzten. «Also, nach dem Kreuzweg fragen Sie mich?» «Ich finde, dass in dieser Jesusgestalt die zeitgenössische Humanität dargestellt ist, die eine Wahnsinnsordnung demnächst erneut an das Kreuz des Profites schlagen wird!»

«Sie glauben?»

«Ich bin überzeugt!

«Und ihr Urteil in künstlerischer Beziehung?»

«Habe schon Besseres gesehen. Aber sagen Sie mir einmal, M. le Curé, warum ist ihre Kirche so merkwürdig kahl. Das Gebäude verspricht von aussen etwas und im Innern ist man dann enttäuscht.»

«Ja, verstehen Sie, die Gemeinde ist noch jung. Aus den Kollekten und sonstigen Spenden, Sie verstehen, lauter Arbeiter, kann die würdige Ausstattung nur sehr langsam beschafft werden.»

«Aber das ist doch unmöglich, aus den Kreisen ihrer Pfarrkinder diese Mittel zu beschaffen.»

«Es geht schon mit einigem Opferwillen, wenn auch schwer.»

«Leider, seit 1903, der Entstaatlichung der Kirche, muss jede Gemeinde ihr Gotteshaus selbst ausstatten. Aber es ist zu hoffen, dass mit den nächsten Wahlen hier eine Aenderung eintritt, die uns zu alten, verbrieften Rechten zurückverhilft.»

«Wie kommen Sie nun zurecht im Jugendproblem? Ich habe gemerkt, dass der Grossteil der Einwohner Polen sind.»

«Das ist einfach und sehr kostspielig zugleich. Für unsere Konfessionsschule (staatliche Schulen in Frankreich geben keinen Re-

Deutschland zu sprechen. Er hat nicht geschumpfen, aber er hat wahrscheinlich viel mehr gelitten unter diesem System, das Toleranz und Menschenwürde, die für ihn Grundlage jeder Ethik, jeder «Harmonie» waren, in den Kot trat, als diejenigen, die ihrem Hass laut Ausdruck verliehen. Er blieb trotzdem sein Geist keine Landesgrenzen kannte, stets Deutscher und als solcher empfand er über das damals frisch gestrichene dritte Reich nicht nur Schmerz, sondern so etwas wie Scham. Als bei unserm abendlichen Spaziergang am einzig schönen Seequai in Lugano der grosse Gerhart Hauptmann mit seinem Goethekopf an uns vorbeiging, da meinte Prof. Schmidt bitter, aber doch voll zuversichtlichem Glauben an die Macht von Kultur und Vernunft: «An uns Intellektuellen, an den wirklichen g e i s t i g e n Führern ist es, Deutschland von innen heraus neu zu formen.»

Das nationalsozialistische Deutschland, er konnte es nicht aus seinen Gedanken verbannen. Er brachte es aber auch nicht über sich das Land zu verlassen, das er liebte, denn er hätte damit das Werk seines geistigen Vaters, an dem er in unbegrenzter Liebe und Verehrung hing, dem Nationalsozialismus überlassen müssen. Ein innerer Drang trieb ihn dazu, im Sinn und Geist E r n s t H ä c k e l s zu wirken. Das Ernst-Häckel-Archiv der Universität Jena, dessen Leiter er war, war ihm ans Herz gewachsen. Es war für ihn stets eine reiche Fundgrube, aus der er immer neu schöpfte, nicht nur zu wissenschaftlicher Arbeit, sondern zur eigenen Stärkung und zum Kampfe gegen den Ultramontanismus. Seine bereits im dritten Jahrgang erscheinenden Monatshhefte «Natur und Geist», mit deren Hilfe er die frühere Monistengemeinde zusammenzuhalten versuchte, legten immer wieder Zeugnis ab für sein Aufgehen in der Aufgabe, die er sich selbst gestellt hatte. Es mag sein, dass Prof. Schmidt vielleicht der Untoleranz gegenüber zu tolerant war. Sein versöhnlichher Charakter war auf Aufbau, nicht auf Niederreissen eingestellt. Sein Kampf für eine bessere Welt war beseelt von einem tiefen Glauben an das Gute im Menschen. Dieser Glaube an die Macht des Guten machte aus ihm einen fairen Kämpfer vielleicht auch dort, wo alle Vernunftgründe am starken Wall des schlichten Willens und der Untoleranz abprallen. Aber die Redensart vom «gleichgeschalteten Herr Professor», wie sie leider vereinzelt auch von deutscher Freidenkerseite gebraucht wurde, war und ist heute noch eine schamlose Ungerechtigkeit gerade diesem Menschen und Wissenschaftler gegenüber, der sich stets selbst treu geblieben ist. Seine Welt- und Lebensanschauung war für Gesinnungsfreund Schmidt stets der Ausgangspunkt seines Denkens und Handelns. Diese seine wissenschaftliche Weltanschauung hinderte ihn auch am Eintritt in eine politische Partei, die für ihn einen Zwang bedeutet hätte. Desto eher konnte er sein grosses Wissen und seine Arbeitskraft allen fortschrittlichen Bewegungen zur Verfügung stellen, die auf eine Veredlung des menschlichen Daseins hinstrebten. Und in wie reichem Masse hat er es getan! Der neuheidnischen Bewegung konnte sich dieser grosse Mensch nicht anschliessen. Das, was er daran als wahr und gut erachtete, hat er unterstützt, aber sobald es galt, das kirchliche Dogma durch das unwissenschaftliche und unmenschliche Rasse- und Blutdogma zu ersetzen, konnte er, der Kämpfer für geistige Freiheit und wahre Sittlichkeit nicht mehr mitmachen. Immer wieder kommen mir die gehaltvollen Worte in den Sinn, die er mir am 5. Mai 1933 als Widmung in sein Buch «Harmonie» (Versuch einer monistischen Ethik) schrieb, bevor ich an unserm ersten Zusammentreffen in Lugano, das das letzte sein sollte, von ihm Abschied nahm: «Es gibt für uns Menschen keinen Sinn des Daseins ausser dem, den wir Menschen selbst ihm geben». Der Sinn, den Heinrich Schmidt seinem Dasein gab, war vielleicht für die reaktionäre und egoistische Gegenwart zu hoch, zu edel und menschlich, als dass seine Arbeit hätte Früchte tragen können. Eine Lungenentzündung hat diesem reichen Wirken ein plötzliches Ende bereitet, nachdem der Sechzigjährige kurz vorher in dem ihm liebgewordenen Lugano vergeblich Erholung und Kraft gesucht hatte. Eines aber bleibt, sein Werk und sein grosses menschliches Vorbild. Dieses Werk, es wird Früchte tragen, wenn jeder, der sich mit den edlen Zielen dieses grossen Menschen und Gelehrten einig weiss, ein Leben führt wie er es gelebt, so wie es in einem Gedicht «Auf Häckels Tod» heisst:

Wie er's gelebt! Ein Vorbild allen Streitern
Wie den Geniessern höchster Erdenlust.
Im Kampfe unermüdlich, zu erweitern
Das Reich des Wissens, kühn und zielbewusst,
Schuf er, die Mussestunden zu erheitern,
Die Welt der Schönheit in der eignen Brust.
Traf er im Kampf auch wuchtig manchen Schädel,
Im Hass und Lieben war er gross und edel!

In diesem Sinn wollen wir mit unsern bescheidenen geistigen Mitteln weiter wirken. Es soll uns eine freudige Pflicht sein, das Werk dieses grossen Menschen fortsetzen zu helfen und das unschätzbare, das er im Kampfe um die geistige Befreiung der Menschheit geleistet hat, hinüberzuretten in eine Zeit, die für diese reiche Saat einen bessern Boden bildet als die Gegenwart. Damit allein können wir diesem bescheidenen, edlen Mnschen und Gelehrten über das Grab hinaus den Dank abstatten, den er zu seinen Lebzeiten nicht begehrte.

R. S t a i g e r.

---

ligionsunterricht) müssen wir polnische, geeignete Lehrkräfte heranziehen, deren Bezahlung uns Sorge macht, aber wir werden reichlich entschädigt durch die Treue der Gemeinde.»

«Wie gleichen Sie denn ihre Rechnung aus?»

«Die Werksleitung trägt diese Unkosten.»

«Aber die Leute arbeiten doch unter Tarif. Ich habe den Eindruck, dass es also konsequenterweise die Arbeiter selbst sind, die die Unkosten decken.»

«Auf den ersten Blick gesehen, ja. Aber die sprichwörtliche Genügsamkeit, der freudige Arbeitswillen macht den Arbeitern die Differenz nicht fühlbar, ausserdem würden sie das Geld vertrinken.»

Angesichts dieser christlichen Logik gab ich mich scheinbar geschlagen, denn ich wollte noch mehr wissen. Ich gab ihm daher recht. Wir standen dann vor der Gefallenentafel: «Mort pour la France» stand da und eine Reihe von Namen. Der Curé begann spontan:

«Hier sind die Namen unserer Helden, die fürs Vaterland fielen. 108 nur, für unsere Gemeinde. Ihr Andenken wird in hohen Ehren gehalten.»

«Ich weiss, ich sah vorhin das Denkmal. Aber, Herr Curé, seien Sie nicht böse. In meiner Heimat treibt man denselben Kult, genau denselben. In der Kirche aber, in der ich die heilige Kommunion empfing, holte man im Februar 1917 alle Glocken vom Turm, machte Munition daraus. Wenn nun, — es könnte gut sein, — einer der 108 das Opfer ausgerechnet dieser Mordinstrumente geworden ist, können Sie mir da verdenken, wenn meine Andacht und Ehrfurcht etwas sonderbarer Art ist?»

«Natürlich, ich verstehe das, aber im Laufe der Jahrtausende hat die Menschheit des öfteren furchtbare Perioden ausstehen müssen. Dieselben wiederholen sich, sind nach der Ansicht der heiligen Kirche nichts als die Strafen und Gottesgerichte, die die sündende Menschheit immer wieder verdient.»

«Gut, Sie glauben also an die natürliche Gesetzlichkeit des Krieges. Demzufolge dürften Ihre Gläubigen keine Opfer werden. Es steht aber fest, dass in erster Linie Ihre Gläubigen sich unter den Märtyrern des Vaterlandes befinden, dass weiter die Werksleitung, die den professionellen Unterricht bezahlt, das allergrösste Interesse daran hat, einerseits gute Christen zu erziehen, um anderseits das Rohmaterial für Mordwaffen zum höchstmöglichen Preise zu verkaufen. Natürlich wird man Christen damit töten. Darum kann ich nicht anders, ich finde, dass gegen den Irrsinn der im Leidensweg trefflich illustrierten zeitgenössischen Humanität, hier 108 tote Ankläger lebendig werden, Ankläger der byzantinischen Würdelosigkeit einer sich heilig nennenden Kirche, die den Brudermord propagiert.»

Ich hatte mich in Begeisterung geredet und an dem Entsetzen des feisten Pfaffengesichtes gemessen, muss sich meine Stimme wohl etwas akzentuiert haben. Immer noch sehe ich die entsetzte Fratze vor mir, deren letzte Worte nicht ganz zur klerikalen Würde passte. «Cochon d'athéiste!» hatte er mir an den Kopf geschleudert, sich mit allen Beinen davonmachend, seinem Altar zu, wo er in die Knie fiel. Ich habe ihm nicht geantwortet.

* * *